



ARC-Ambulanzgebäude im Lager Baghicha, Pakistan, 1984

## Geben und Nehmen

### Kooperatives Bauen mit Afghanen I

„Umriß“, Wien, Nr. 2/1983

Über einen Versuch, der Baurealität in einem Flüchtlingslager und der Architektenausbildung in Österreich Impulse zu geben. (Projektstudien von Studenten der Technischen Universität Graz/Institut für Gebäudelehre, Günther Domenig, für ein Ambulanzgebäude im afghanischen Flüchtlingslager Baghicha in Pakistan)

□

Zwanzig Jahre später haben die Vertreter unsere Nachfolgeorganisation ARC Afghan Relief Committee bei unserem Treffen in Kabul bestätigt, dass das Ambulanzgebäude in Baghicha weiterhin in Betrieb ist und der noch verbliebenen afghanischen und der pakistanischen Bevölkerung zur Verfügung steht. Aus dem Lager ist längst eine weitläufige Dorfsituation geworden.

□

In Flüchtlingslagern erscheint vieles als sinnlos, vielleicht in noch stärkerem Maß als bei alledem, was wir sonst noch „Dritte-Welt-Hilfe“ nennen. Das anscheinend Vorübergehende demaskiert jede Maßnahme als Notlösung. Von allem gibt es zu wenig, gibt es aber von irgendetwas genug, dann kommt der Vorwurf der Überversorgung, des Abhängigmachens, der Behinderung einer Rückkehr und die Gefahr einer aggressivitätssteigernden Kluft zur lokalen Bevölkerung. Und es muss ja tatsächlich jeder Eingriff von außen etwas Provisorisches bleiben, weil die Situation des Flüchtlings auch ein Zwischenstadium ist, das sobald als möglich enden sollte. Inbegriff des Flüchtlings ist das Zelt, die Hütte, die Baracke. Und irgendwo werden Instanzen auftauchen, die für das Nötigste sorgen, für etwas Essen, für Kleider, Decken und eine Verhinderung von Seuchen. Etwas anderes als die Entwicklung zu Slums oder zu militärisch kontrollierten Camps scheint kaum möglich. Mit den psychosozialen Belastungen jeder Flucht, mit der Abwesenheit oder dem Zerfall gewohnter Strukturen, mit Apathie und Arbeitslosigkeit muss jeder praktisch selbst fertig werden, wenn nicht doch von außen neben materiellen Gütern auch eine soziale Unterstützung angeboten wird.

Bisher [1982/83] sind annähernd drei Millionen Afghanen nach Pakistan geflohen (etwa 1,5 Millionen sollen in den Iran gegangen sein). Die Flüchtlinge sind fast zur Gänze arme Bauernfamilien, die fort mussten, weil ihre Dörfer, die Bewässerungsanlagen oder ihre Ernten zerstört wurden. Im

dicht besiedelten Pakistan besteht praktisch keine Chance, dass sie sich durch eigene landwirtschaftliche Tätigkeit ernähren können. Aus den riesigen wilden Zeltsiedlungen der ersten Zeit wurden sie inzwischen in über dreihundert großen „Flüchtlingsdörfern“ mit jeweils einigen zehntausend Bewohnern zusammengezogen. Für die Basishilfe (Zelte, Decken, Hygienemaßnahmen, erste Sanitäreinrichtungen und Gesundheitsmaßnahmen) sorgt primär das UN-Flüchtlingskommissariat (UNHCR). Eine Reihe anderer Hilfsorganisationen hat kleinere Aufgaben übernommen. Angesichts der enormen Zahl zu betreuender Menschen und des sich über zweitausend Kilometer erstreckenden Grenzgebiets stoßen jedoch viele Aktivitäten auf große Schwierigkeiten. Deshalb sind auch die direkt in den Lagern tätigen Arbeitsgruppen so wichtig, da sie in unmittelbarem Kontakt mit den Betroffenen stehen. Allein schon das Bemühen, keine Gelegenheiten für Korruption zu schaffen, erfordert sorgfältig überlegte Strategien.

Für viele dauert das Flüchtlingsleben schon vier oder fünf Jahre, und eine politische Änderung der Lage, die eine Rückkehr erlauben würde, zeichnet sich nicht ab. Allgemein wird angenommen, dass sich auch in einem überschaubaren Zeitraum keine echte Chance dazu ergeben wird. Es war daher notwendig, die ursprüngliche Katastrophenhilfe schrittweise durch entwicklungspolitische Maßnahmen und Programme zu erweitern, wenn ein nützlicher Beitrag geleistet werden sollte.

## Der Gesundheits- und Sozialdienst des österreichischen Komitees

Das Österreichische Hilfskomitee für Afghanistan wurde Anfang 1980 von verschiedenen Aktivisten, die sich für eine sinnvolle Hilfe engagieren wollten, gegründet. Als Organisationen sind in ihm auch die Caritas, die Volkshilfe und Amnesty International vertreten. Obmann ist Dr. Alfred Janata vom Wiener Völkerkundemuseum, ein profunder Afghanistankenner. Die Arbeit in Pakistan leitet der vorher in Wien lebende Afghane Nassim Jawad.

Ich selbst habe als Projektleiter insgesamt vier Monate lang in Pakistan am Aufbau einer geeigneten Organisation und eines wirkungsvollen Programms mitgearbeitet und bin jetzt in Wien für die Fach- und Finanzaufsicht zuständig. Die Geldmittel stammten zuerst aus privaten Spenden (rund 2 Millionen Schilling) [145.000 Euro], dann auch aus Mitteln der Bundesregierung und von Hilfsorganisationen. Inzwischen ist es durch die internationale Anerkennung der geleisteten Arbeit gelungen, eine internationale Beteiligung an der Finanzierung aufzubauen, in deren Rahmen wir Regierungs- oder Spendengelder aus der Bundesrepublik, der Schweiz, aus England, Norwegen und Dänemark erhalten. Das Gesamtbudget 1980 – 1983 beträgt 22 Millionen Schilling [1,6 Mio. Euro]. Alle in Wien tätigen Mitarbeiter arbeiten ehrenamtlich. An Büro- und Reisekosten werden insgesamt nur sieben Prozent des Aufwands ausgegeben. Die dreißig Beschäf-



Ambulanzgebäude in Baghicha, 1984

tigten in Pakistan sind alle selbst Afghanen, und zwar – bis auf zwei – selbst Flüchtlinge. Dies entspricht unserem Konzept, nach dem wir primär eine von Afghanen selbst verwaltete Arbeitsorganisation schaffen wollten, um schon dadurch einer „Selbsthilfe“ möglichst nahe zu kommen. Das haben übrigens am Anfang viele Experten für unrealisierbar gehalten, und deswegen sind auch ziemlich viele andere teure Experten eingeflogen worden. Von Wien aus wird für die Finanzierung, die Kontrolle und für Beraterseinsätze gesorgt.

Die Arbeit in Pakistan konzentriert sich auf einen Gesundheits- und Sozialdienst in den Lagern Baghicha und Gandaf (zwischen der Stadt Mardan und dem Indus) mit insgesamt 50.000 Bewohnern. In jedem wurde ein Ambulanzbetrieb eingerichtet. Wie nur bei ganz wenigen Organisationen stehen dort neben Ärzten auch afghanische Ärztinnen und weibliches Assistenzpersonal zur Verfügung. Es ist auch gelungen, die traditionellen Barrieren abzubauen, die gegen Arztbesuche von Frauen bestanden. Es werden spezielle Mutter-Kind-, Malaria- und TBC-Programme durchgeführt. Es wird laufend versucht, bei den Präventivmaßnahmen Fortschritte zu erzielen. Die Lagerschulen werden unterstützt, ein Hygieneunterricht wird abgehalten. Zur Arbeitsbeschaffung betreiben wir ein Nähprojekt und haben in der Provinzhauptstadt Peschawar eine Kfz-Lehrwerkstatt eingerichtet, in der derzeit vierzig afghanische Lehrlinge ausgebildet und Autos repariert werden. Vieles davon war nur möglich, weil durch die Arbeit der Ärzteteams inzwischen eine hinreichend gute Vertrauensbasis besteht. In der oft angespannten Lage ist der Umgang mit Sprechern verschiedenster Gruppen oder mit ausführlich diskutierenden Ratsversammlungen (Dschirgas) sonst oft schwierig. Besonders wichtig ist es natürlich, ein Arbeits- und Ausbildungsangebot zu schaffen. Erlerntes werden Flüchtlinge auch nach einer etwaigen Rückkehr brauchen können. Durch viele voll- und teilamtliche Helfer und Helferinnen im medizinischen Bereich, durch die Lehrwerkstatt, durch Seminare und die Mitwirkung an den Schulen sind durch unsere Teams schon einigen hundert Flüchtlingen brauchbare Kenntnisse und Erfahrungen vermittelt worden. Etwa einmal jährlich wird das Programm von einem für zwei Monate aus

Wien entsandten Arzt in Form einer beratenden Mitarbeit weiterentwickelt. Einmal ist es sinnvoll erschienen, durch eine für sechs Monate eingesetzte Frauenbetreuerin (Mandana Kerschbaumer) die auf diesem Gebiet begonnenen Maßnahmen zu forcieren. Und jetzt ist im Rahmen solcher Überlegungen die Entsendung von Architekturstudenten aus Graz geplant, nach deren Plänen und Vorüberlegungen im Lager Baghicha ein einfaches Gebäude für die Ambulanz errichtet werden soll.

## Ambulanzgebäude im Lager Baghicha

Die derzeitige Ambulanz des Lagers Baghicha ist auf einem zirka 20 mal 40 Meter großen, von einer Lehmmauer umgebenen Areal in mehreren Zelten untergebracht. Hitze, Kälte, Regengüsse und Wind erschweren daher die Arbeit. Im Lager selbst, in dem 30.000 Menschen leben, hat sich der Prozess von der Zeltsiedlung über erste Umgrenzungsmauern hin zum eigenhändigen Bau von Lehmhäusern längst vollzogen. Es wurde zunehmend dringlicher, auch für die Ambulanz ein festes Gebäude zu bauen. Die nahe liegende Möglichkeit, mit örtlichen Arbeitskräften „irgendwie“ etwas hinzustellen, haben wir in diesem Fall verworfen, weil durch die Fülle an Arbeit für die Projektleitung (sie führt zum Beispiel auch Sanitärprogramme der UNO in anderen Gegenden durch) eine überlegte Vorplanung und Bauaufsicht nicht gewährleistet war. Außerdem liegt das Areal der Ambulanz zentral an der Hauptstraße, direkt neben der inzwischen errichteten kleinen Moschee und dem Basar, und wir wollten deswegen auch über eine sinnvolle Architektur nachdenken und zugleich eine wirklich zweckmäßige Lösung mit einer gewissen Signalwirkung finden. Die Ambulanz ist eines der wichtigen sozialen Zentren des Lagers und nach bereits jahrelangem Flüchtlingsdasein hatte das Argument für ewige Provisorien an Gewicht verloren. Die Auffassung, dass es nur nötig sei, an afghanische Handwerker Aufträge zu vergeben und die dann schon wüssten, mit welchem Grundriss, in welcher Bauweise und mit welcher Ausstattung so ein Haus am besten zu errichten sei, stimmt nur zum Teil. An den bisher in Eigenregie errichteten Hütten und Häusern war die Tendenz zur Slumbildung erkennbar, die zweifellos als Element eines psychosozialen Kreislaufes gesehen werden muss. Aus einer permanenten Vernachlässigung gewohnter Lebensweisen und Qualitäten würde zunehmend auch eine psychische Verelendung resultieren. Daheim sind überwiegend großzügig angelegte Streusiedlungen üblich, die Enge des Lagers ist etwas völlig Neues. Im feuchtheißen Klima Pakistans stimmt aber offenbar auch die mitgebrachte Bauweise nicht mehr. Im Monsunregen halten die Lehmmauern nicht lange, Holz ist teuer. Es wird kaum versucht, simple Lüftungssysteme zu installieren. Andererseits hatten wir die Vorstellung, dass eine Bauausführung durch pakistanische Betriebe, die oft gebrannte (und teure) Ziegel oder auch Beton verwenden, zu wenig Impulse für die Bauweise im übrigen Lager liefern würde und außerdem keine Arbeitsplätze für Flüchtlinge schaffe. Im Weiteren sprach



Ambulanzgebäude in Baghicha, 1984

für eine Beratung, dass ein Durchdenken des Funktionsschemas einer solchen Ambulanz, in die sich oft Hunderte Menschen drängen, in der eine gewisse Trennung von Männern und Frauen stattfinden muss, in der untersucht und behandelt wird, in der Patientenkarteien geführt, Medikamente ausgegeben und ein Labor betrieben wird, die Arbeitsweise in einem neuen Bau verbessern könnte. Derartige Erfahrungen fehlen im Lager, weil weder Ärzte noch Handwerker je mit solchen Problemen konfrontiert waren. Außerdem zeichnete sich ab, dass irgendwann die Fertigteilbarackenindustrie kommen würde (mit importierten „Low Cost Housing“-Typen), und wir haben die Hoffnung, durch einen vorbildlichen einfachen Bau in adaptierter lokaler und afghanischer Tradition solchen Tendenzen entgegenwirken zu können und einer „Selbsthilfe“ Mut zu machen.

## Die Projektstudien

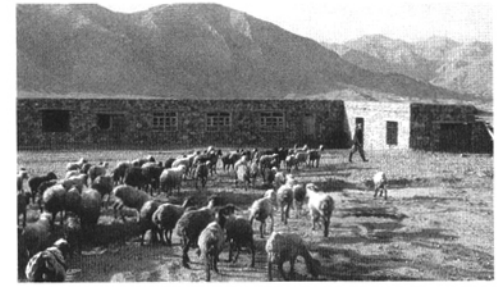
Es ergab sich der Kontakt mit Günther Domenig, und er stimmte spontan einer Zusammenarbeit zu und auch der Auffassung, dass eine derartige Aufgabe für die Architekturstudenten seines Instituts eine interessante Bereicherung sein könnte. Uns selbst hat die ihm vorausseilende Legende angespornt, nach der er mit nicht fix vorgeplantem Bauen und einer kooperativen Zusammenarbeit von Planern und Handwerkern experimentiere. In Gesprächen mit Vertretern universitärer Bereiche war mir immer wieder aufgefallen, dass durchaus ein Interesse an praktischen Aufgabenstellungen besteht, jedoch im Rahmen der jetzigen Organisationsformen nur punktuell kreative „Arbeitsgemeinschaften“ mit externen Auftraggebern eingegangen werden. Gerade für uneigennützig unterstützungsprogramme müsste an den Hochschulen ein organisierbares Potenzial aktivierbar sein. Zumindest aber wäre es interessant, die Intensität landläufig behaupteten Engagements auszuloten und die Bereitschaft, sich sozusagen außertourlich mit der sozialen Situation anderer zu befassen. Der Zugriff zu gedrucktem Wissen ist in extensiver Form möglich, verschiedene Stellen müssten einfacher als von privater Seite um Informationen oder Mitarbeit angegangen werden können. Durch eine Ausdehnung der Aufgabenstellungen,

in Seminararbeiten, Dissertationen oder in Projektgruppen müssten sich akute Fragen auch in praktisch nutzbarer Weise fundiert aufarbeiten lassen, gerade in Bezug auf eine bessere Kooperation des reichen Nordens mit dem armen Süden.

Das war in etwa der Denkhintergrund; bei dem konkreten kleinen Projekt gingen wir jedoch davon aus, dass selbst dann, wenn die erarbeiteten Vorschläge nicht eine befriedigende Realisierungsreife erlangen würden, sich ein Versuch lohne. Die monatelange Befassung einer Reihe von Studierenden mit der Lagerproblematik würde diesen selbst, dem Institut und über das Komitee auch der Weiterarbeit in den Lagern in jedem Fall Anregungen bringen und keine Spendengelder verbrauchen. Eines ist nämlich grotesk, wie unzugänglich gerade wichtige, unmittelbar in der Praxis helfende Informationen gehalten werden, z.B. in Bezug auf so ein Hilfsprogramm. Das Gute daran ist nur, dass es wenigstens kaum halbwegs überzeugende „Handbücher“ gibt, die anordnen, wie das oder jenes auf standardisierte Weise zu machen ist.

Die ersten konkreten Kontakte mit Günther Domenig gab es im Sommer 1982. Im darauf folgenden Herbst änderten sich nochmals unsere Anforderungen. Anfangs war uns ein Mehrzweckgebäude im Lager Gandaf, das hauptsächlich als Frauenhaus dienen sollte, wichtiger erschienen. Nach der Auflehnung vieler Männer gegen ein in Betrieb befindliches Provisorium schien uns eine weniger spektakuläre Fortsetzung vernünftiger, und der Bau eines einfachen Ambulanzgebäudes im Lager Baghicha erhielt die erste Priorität. Anfang 1983 wurde in Graz konkret mit den Planungsarbeiten begonnen. Auf einer Art Hearing haben wir mit Dias die Situation in den Lagern und die Bauformen in Afghanistan vorgestellt und die Probleme der Infrastruktur und der Verhaltensweisen im Lager diskutiert. Über dreißig Studenten und Studentinnen waren anwesend und haben ihr Interesse an einer Mitarbeit angemeldet. Am Institut wurde ein umfangreicher Fragenkatalog ausgearbeitet, der die Grundlage für konkrete Fragen an uns und verschiedene Experten bildete. Im Februar, im Mai und Anfang September fanden nochmals Treffen statt. Schließlich haben drei Studenten konkrete Projektstudien abgeliefert.

Sie werden derzeit nochmals überarbeitet und sollen in der Endfassung Anfang Oktober vorliegen. Bis dahin muss auch entschieden sein, welcher Vorschlag schließlich als primäre Grundlage für die Bauausführung dienen soll und wer in Pakistan als bezahlter Entwicklungshelfer die Bauleitung übernimmt. Gebaut werden soll von Mitte Oktober bis Ende November dieses Jahres, erfahrungsgemäß reichen sechs Wochen für das vorgesehene Volumen aus. Als Baukosten haben wir 150.000 Schilling [etwa 11.000 Euro] budgetiert, was angesichts der lokalen Preise realistisch sein dürfte. Die Tageslöhne für Hilfsarbeiter liegen bei 40 Schilling [3 Euro], für Facharbeiter, Maurer oder Tischler bei 120 Schilling. Eine Fuhre Lehm kostet etwa 100 Schilling, hundert Ziegel kosten 60 Schilling, ein Sack Zement 100 Schilling.



ARC-Schaffarm in Malistan, Ghazni, 1991

Bei den drei konzipierten Projekten sind für uns besonders die Grundrisslösungen wichtig, die auf verschiedene Weise Abgrenzungen zwischen Männer-, Frauen- und Personalbereich vorsehen und teilweise überdachte Innenhöfe. Sie gehen von Ablaufschemata aus, die wirklich Verbesserungen erwarten lassen (z.B. durch beidseitig, einmal für Männer, einmal für Frauen zugängliche Räume, wie Behandlungszimmer, Apotheke oder Labor). Bei Sonnenschutz und Durchlüftung gibt es überlegte Lösungen. Als Material sind Lehmziegel oder Stampflehm vorgesehen (vor ein paar Jahren wäre sicher auch ein Entwurf für ein geschäumtes Polyesterhaus mit dabei gewesen).

Das Projekt von Johannes Melbinger basiert auf aus Ziegel zu errichtenden Kuppелеlementen. Er bezieht sich ausdrücklich auf die einschlägigen Vorarbeiten des auch hierzulande berühmt gewordenen ägyptischen Architekten Hassan Fathy und dessen Modelle für ein kooperatives, qualitatives Bauen, für eine organisierte Nachbarschaftshilfe und Handwerker-ausbildung.

Gerhard Salzer entwarf einen Stampflehm-bau mit begehbarem Dach, auf dem sich der Wassertank befindet. Durchbrochene Ziegelwände sorgen für die Durchlüftung, die Toiletten sind außen angebaut und von dort zu entsorgen.

Heinz Spuller lieferte eine dem verwandte Konzeption und kann durch Hinzunahme eines jetzt noch außerhalb liegenden, in die rechteckige Grundfläche einspringenden Grundstücks einen Funktionsablauf entlang einer zentralen Raumabfolge erreichen.

Für alle Teilnehmer besteht die Möglichkeit, kurzfristig an einem Lehm-baukurs in Bayern teilzunehmen. Es war von Anfang an darauf verzichtet worden, einen Wettbewerb abzuhalten. Die Endauswahl soll sich aus der internen Diskussion der vorliegenden Projekte, ihrer Grundlagen und der persönlichen Erfahrungen ergeben. Für die Bauaufsicht in Pakistan sind ein oder zwei der Projektbearbeiter vorgesehen. Die bisherigen Arbeiten hatten bewusst einen Studiencharakter. Der konkrete Bau soll dann in Kooperation mit dem lokalen medizinischen Personal und den Handwerkern realisiert werden. Nach Möglichkeit sollen darüber hinaus auch

die am Institut von Assistent Peter Hellweger – der das gesamte Programm betreut hat – erarbeiteten Unterlagen zur Infrastruktur des Lagers nutzbar gemacht werden. Es liegen Schemazeichnungen und Beschreibungen von einfachen Wasserfilteranlagen vor, von verschiedenen Systemen zur Fäkalienentsorgung und zur Naturdüngeraufbereitung und Antworten auf eine Reihe von Einzelfragen, die sich während der Vorbereitungsphase gestellt haben. Von solchen über den eigentlichen Bau hinausgehenden Hinweisen und Modellen erhoffen wir uns eine wichtige Unterstützung bei Maßnahmen zur Verbesserung der allgemeinen Lebensbedingungen im Lager, die angesichts seines Umfangs sicher noch nicht einen „akzeptablen“ Standard erreicht haben. Überdies tritt auch hier wieder die Ausbildungsmöglichkeit als wichtiges Kriterium hinzu.

## Eine Erfahrungsauswertung

Damit eine solche Falldarstellung nicht leblos im Raum stehen bleibt, möchte ich noch einige Bemerkungen zum Hintergründigen dazustellen. Bei Vorhaben dieser Art besteht – einmal wertfrei gesagt – eine gewisse Polarisierung zwischen der „Professionalität“ routinierter Organisationen und engagierter „Spontaneität“ von Individuen oder Komitees. Vertreter des einen Flügels beäugen oft misstrauisch die des anderen. Einmal heißt der Vorwurf „Naivität“ (sollte sie in Zynismus umkippen?), das andere Mal „Emotionslosigkeit“ (oder sogar materielle oder geistige Korruption). Bei einer (privaten) Initiative ist schnell die Mutmaßung da, über das, was mit ihr eigentlich wirklich gewollt wird, und darüber, wer dahinter stecken mag. Das Unbehagen über unzulängliche oder gänzlich falsche „Hilfe“ oder „Kooperation“ mündet oft in einen Wettstreit, wer nun den radikaleren Standpunkt einnimmt (wer nun linker ist) und daher letzten Endes wirkungsvoller. Die wichtige Unterstützung für Befreiungsbewegungen entartet bisweilen zur Mode, dort, wo es um sozial kompliziertes Alltagsleid geht, zieht es weniger Leute hin. Wird die geleistete Arbeit halbwegs normal bezahlt, kommt das Gefühl (und oft schon wieder der Vorwurf), jemandem etwas wegzunehmen. Wird sie umsonst geleistet, erhält sie Verbindungen zu Hobbys oder andersartigen Interessen. Es kommt auch bisweilen der peinliche Nebeneffekt zum Tragen, dass eine Mitwirkung an Hilfsprojekten zwangsläufig (durch persönliche Spendenaufrufe oder Medienberichte) bzw. sogar auf eine kalkulierte Weise zu einer öffentlichen Profilierung verhilft, die sich dann auch anders benutzen lässt. Wer viel tut, rückt vielleicht sogar irgendwelchen Mittelpunkt näher, wer zurückhaltend bleibt, tut zu wenig für „seine“ Sache. Aber alle wollen sie, diese gewisse Art von Personifizierung.

Erika Pluhar reist eigens mit einer Fotografin zur Polisario in die Sahara, und die dazu passende Illustrierte gibt es auch schon [damit war die „sensationelle“, bald wieder verschwundene Neugründung „Basta“ gemeint]. Manche jetten um den Erdball von Krisenherd zu Krisenherd, um sich dann



ARC-Bewässerungsbauten in Jaghori, Ghazni, 1991

über den „Krisentourismus“ und anderes zu alterieren (wie das Benard/Schlaffer-Duo). Und es gibt „natürlich“ genug Leute, die aus Hilfsprojekten eine Profession und ein Geschäft machen. Aus der Sicht unkonventionell und ohne großen Aufwand arbeitender Komitees wird ziemlich schnell erkennbar, wer sich eventuell gestört fühlt (und sich die billige Konkurrenz vom Leib halten will). Aber so ist es eben, könnte man/frau sagen. Ernsthafte Kritik an der Realität konkreter Projekte ist schwer öffentlich zu vermitteln, weil ihnen die allgemeine Stimmung sowieso bestenfalls kurzfristig geneigt ist. Und der Verdacht eines generellen Nicht-Funktionierens und (zumindest) lokaler Misswirtschaft kann durch sie allzu leicht geschürt werden. Ein lautes Wort, und es droht Schaden. Dabei suchen die potenteren Hilfsorganisationen praktisch alle personell gut ausgestattete und vernünftig arbeitende Projektgruppen (die viel zitierte „implementing capacity“), damit Gelder sinnvoll eingesetzt werden können. Dass es von jenen zu wenig gibt, ist – pragmatisch gesagt – eines der Hauptprobleme. Wer soll denn sonst Erfahrungen und Sensibilität ansammeln können für die dringenden größeren Aufgaben?

Das führt zu einer weiteren Erfahrung, nach der fast nur mehr etwas funktioniert, wenn es informell funktioniert. Zum Beispiel einen Arzt für einen kurzfristigen Einsatz aus einem Wiener Spital frei zu bekommen, erfordert immer Sonderaktivitäten. Das normale Ansuchen bringt gar nichts (trotz Ärzteschwemme?). Bruno Kreisky und sein (engeres) Team standen z. B. offensichtlich hinter den lapidaren Intentionen des Afghanistankomitees, und er hat sich immer wieder berichten lassen. Zuerst gab es Geld aus dem Katastrophen-, dann aus dem Solidaritätsfonds, zuletzt von der Entwicklungshilfe. Jetzt ist dieses direkte Interesse plötzlich weg, und die Informationskanäle suchen sich neue Wege. Es fehlen unvermutet die damaligen Weisungen, und auf Beamtenebene beginnt für das Komitee im vierten Jahr seiner Tätigkeit die Kommunikation sozusagen wieder in der Stunde Null, mit bereits lange vorher an anderer Stelle deponierten Erklärungen, Zahlen und Argumenten. Und bei den höheren Instanzen fängt erneut ein Werben um Interesse und allfällige Interventionen an. Spendengelder aus Österreich gibt es ja kaum mehr für diesen entlegenen Krisenherd. Dass es

einmal gelungen ist, beträchtliche internationale Mittel für eine österreichische Initiative zu gewinnen, führt zum Argument, dass ja dann kaum noch Steuergelder nötig seien. Das bisherige – offenbar motivierende – Finanzierungsmodell, nach dem von Österreich aus primär die Kosten für Projektleitung und Administration in Peshawar (inzwischen rd. 15 Prozent des Gesamtaufwands) gedeckt werden, um dadurch Auslandsorganisationen den Anreiz zu bieten, dass ihre Mittel direkt und ohne Verwaltungskostenabzug für das Hilfsprogramm eingesetzt werden, wird nunmehr unter Hinweis auf das Entwicklungshilfegesetz für nicht mehr vertretbar gehalten. Dass wir teilweise kostenlos im Auftrag der UNO Hilfsmaßnahmen durchführen (nicht aber, dass wir von ihr beträchtliche Medikamentenlieferungen umsonst bekommen), stößt auf Kritik, genauso wie diese oder jene Einzelposition. Dabei war es nicht unser Anliegen, einmal bewilligte Mittel stereotyp prolongiert zu bekommen, sondern ein vertretbares Minimum an Integration in die staatliche Entwicklungshilfe zu erreichen. Aber so ist es eben, und wir werden so gut es geht mit Auslandsmitteln weitertun. Das Bauprojekt „Ambulanz in Baghicha“ ist bei den jetzigen Gesprächen auf kein erkennbares Interesse gestoßen und auch nicht der Aspekt, solche Fragestellungen verstärkt in hiesige Hochschulen hineinzutragen oder sie dafür etwas mehr zu öffnen. Es wird mit Auslandsgeldern gebaut werden müssen. Sicher waren es „Kommunikationsmängel“, die an der sich abzeichnenden Österreich-internen Wendung mitwirken, aber die personellen Kapazitäten für ein Neubeginnen sind in einem kleinen, nebenamtlich geleiteten Komitee eben begrenzt.

Zum Thema Initiative: Seitens des Instituts für Gebäudelehre an der TU Graz ist z.B. Prof. Gernot Minke von der Gesamthochschule Kassel (Forschungslabor für experimentelles Bauen), der unter anderem auf Lehmbauten spezialisiert ist, um Rat angesprochen worden, und es haben sich einige für die Lagersituation wichtige Erkenntnisse aus diesem Kontakt ergeben (u.a. dass durch andere Mischungsverhältnisse und einen höheren Kiesanteil Lehmmauern dem für Afghanen ungewohnten Monsunregen besser widerstehen). Ein ähnlicher Kontakt mit einem in die hiesige Entwicklungshilfe integrierten Hygieneprofessor aus Graz brachte die Vorführung von Dias mit gemauerten, Wellblech-gedeckten Baracken und Abortanlagen im Sudan, die baulich in keiner Weise ein Optimum darstellten, penible Erkundigungen über das Komitee in Wien, seinen gerüchtweise kolportierten Vorwurf „studentischer Naivität“ und sonst nichts weiter.

Von den damit auch angesprochenen Studenten blieben von den anfangs über dreißig schließlich nur drei. Diese Ausfallrate wird mit abflauernder Anfangsbegeisterung und dem Ziel, das Studium möglichst rasch zu beenden, erklärt. Die Möglichkeit, den ersten „eigenen“ Bau zu errichten und in einer fremden Umgebung durch (sogar halbwegs gut bezahlte) Arbeit Erfahrungen zu gewinnen, wirkte offenbar nicht allzu motivierend. Aber dahinter steckt noch einiges anderes, wie etwa die von den Studenten deut-



Brückenbau des ARC in Pul-e-Haji, Malistan, 1991

lich angesprochene Unzugänglichkeit vorhandener Informationen: „Kaum jemand gibt irgendetwas Vernünftiges her für so ein Vorhaben. Sie lassen einfach nichts aus, obwohl das doch alles schon oft gemacht wurde, und es sicher irgendwo dokumentiert ist, wie man dort fundamentierte, Lehmziegel macht, die Arbeit strukturiert.“ Und dass keine wirklich exakten Angaben da waren, „das war uns schon einmal unheimlich, und wir hatten alle das Gefühl, das geht ins Uferlose“.

## Kooperatives Bauen mit Afghanen II

„Umriß“, Wien, Nr. 1+2/1984

Die Fotos vom Ambulanzgebäude in Baghicha dokumentieren den Bauzustand Ende Januar 1984, also knapp drei Monate nach Baubeginn. Er ist das Ergebnis von einem Semester Vorplanungen und der konkreten Zusammenarbeit der lokalen medizinischen Teams und Handwerker mit dem als Berater entsandten Projektleiter Johannes Melbinger im Lager selbst. Einfach war es nicht, einen solch einfachen Bau zustande zu bringen. Am Anfang gab es Verzögerungen durch Terminprobleme und die Aufenthaltsgenehmigung im Lager. Dadurch verschob sich die Bauzeit in die kalte Jahreszeit hinein, die Trocknung der Lehmziegel dauerte länger als vorgesehen, erst das unerwartete Ausbleiben von Regen kompensierte diese Nachteile wieder halbwegs. Die Detailgespräche führten zu einem wesentlich umfangreicheren Raumprogramm als ursprünglich angenommen. Außerdem wurde ein vorher blockiertes Grundstück dann doch abgetreten und somit änderten sich die Gegebenheiten. Arbeitsbelastung und Zeitdruck erschwerten eine Beraterintegration. Da die Flüchtlinge nicht irgendeinem simplen Bild von Arbeitslosen entsprechen, die bedingungslos jedwede Beschäftigungsmöglichkeit annehmen, musste auf die soziale Situation sorgfältig eingegangen werden. Die lokalen Hierarchien spielen bei der Arbeitszuteilung eine große Rolle, Familienclans beanspruchen Monopolstellungen und im von 30.000 Menschen dicht besiedelten Lager finden sich genügend Ansatzpunkte dafür, einen Druck auszuüben. Das Überlassen von Flächen für die Ziegelproduktion musste ausgehandelt

werden, genauso wie ein akzeptierter Abstand zur benachbarten Moschee oder die genaue Zusammensetzung der Arbeitsgruppen. Ein zwischen geduldigem und energischem Verhandeln pendelndes Taktieren gehört sozusagen dazu und äußert sich oft als Widerstand gegen eine allzu geradlinige, bloß effiziente und selbstgefällige Hilfe – und das ist ja gut so.

Es waren Kuppeln und Gewölbe geplant, um so eine durchgehende, die Dachkonstruktion miteinschließende Lehmbauweise zu realisieren. Den mitwirkenden Afghanen war jedoch diese Möglichkeit fremd, da sie nur in bestimmten Regionen verbreitet ist und so setzte sich schließlich die teurere Flachdachdeckung durch. Über eine bewusste Streuung bei der Arbeiteraufnahme gelang es, hundertzwanzig Familien ein Einkommen zu verschaffen. Die eingespielten Bautrups werden jetzt auch bei anderen Vorhaben in der Umgebung eine Beschäftigung finden. Es ist offensichtlich, dass das Ambulanzgebäude von den Lagerbewohnern mit einem gewissen Stolz angenommen wurde und für die Behörden und Hilfsorganisationen gilt es bereits als Modellfall, weil die reaktivierte Lehmbauweise lokale Arbeitsplätze schafft und in Verbindung mit durchdachten Lösungen für Grundrisse, Funktionsabläufe, Durchlüftung, Abwasser- und Toilettenentsorgung oder für die Warmwasserbereitung mit selbstgebauten Sonnenkollektoren im Rahmen der Gegebenheiten vermutlich ein Optimum darstellt. Jedenfalls ist dieser in Wien und Graz vorbereitete Bau die erste derartige Initiative in den Flüchtlingslagern.

Bei österreichischen Stellen war kein definitives Interesse für ihn zu erwecken. Für die Finanzierung konnte schließlich das Norwegian Refugee Council gewonnen werden.

□

Johannes Melbinger, der für diesen, seinen ersten, Bau verantwortlich zeichnete, arbeitet inzwischen als Architekt in Wien. Er hat in Graz und Kairo Architektur und Arabisch studiert, an der Revitalisierung mamelukischer Baudenkmäler, am Denkmalkataster und in Hassan Fathys International Institute for Appropriate Technology in Kairo mitgearbeitet. In letzter Zeit ist er vor allem mit entwicklungspolitischen NGO-Projekten in Kamerun beschäftigt.

Sein rückblickendes Statement zu unserer Zusammenarbeit:

*An die Errichtung des medizinischen Versorgungszentrums im Flüchtlingslager Bagbicha nahe Peschawar im Jahr 1983 erinnere ich mich gerne. Die Projektvorbereitung an der TU Graz war für mich – damals noch Student – äußerst anregend und bot die Gelegenheit, meine während der Studien in Kairo erworbenen theoretischen Kenntnisse über kooperatives Bauen in einem traditionellen Kontext in Musterpläne umzusetzen. Dass vieles davon im Zuge der Planungs- und Projektleitungsarbeiten in Pakistan völlig neu verfasst werden musste, war wichtiger Teil dieser Erfahrung. Die Aufgabe, ein gefordertes Raumprogramm mit möglichst geringen Mitteln baulich umzusetzen, verband sich mit der Idee, die spä-*



Renoviertes ARC-Ambulanzgebäude in Dschalalabad, 1994

*teren Benutzer des Gebäudes in das Baugeschehen einzubinden, ihnen neben einem Einkommen und handwerklicher Ausbildung auch einen mit „ziviler Arbeit“ gefüllten Tagesablauf anzubieten, um gleichsam Erholung von den täglichen Gedanken um das jabrelange Erleben von Zerstörung, Tod und Verlust zu ermöglichen. All das konnte gemeinsam mit den Betroffenen umgesetzt werden. Bereits nach zwei Monaten Bauzeit entstanden durch Privatinitiative und das erarbeitete Kapital die ersten Kleinstunternehmungen, vom Kleintransporteur, Schneider, Fleischer, Gemüsebändler, Friseur bis zu Bauarbeitergruppen, vom Meister bis zum Helfer.*

*Dass die Bemühungen eines von allen respektierten Gesamtprojekts um eine Einbindung der afghanischen Flüchtlinge in eine zivile Normalität – die, wie wir aus der Geschichte der vergangenen zwei Jahrzehnte wissen, absolut vorrangig sein sollte, damals wie heute – nicht mehr Unterstützung fand, um langfristig mit dem gleichen Einsatz fortgesetzt zu werden, bleibt mir unerklärlich.*